

88 und kein bisschen ...

Am 17. Dezember hat Papst Franziskus Geburtstag.
Eine Würdigung **VON ANDREAS R. BATLOGG**



So war es in früheren Jahren (Foto von 2014). Anders als damals merkt man Papst Franziskus im Vorfeld seines 88. Geburtstags sein Alter durchaus an. Dennoch ist es unpassend, jetzt schon von seinem „Vermächtnis“ zu reden. Franziskus hat noch einiges vor. (Foto: picture alliance / Pressefoto ULMER)

Schon jetzt ist Franziskus einer der ältesten Päpste der Geschichte. Ob er 93 wird wie Leo XIII., dessen Pontifikat 25 Jahre dauerte und der als einziger amtierender Bischof von Rom über 90 war, ist angesichts seiner gesundheitlichen Einschränkungen, die sich seit langem zeigen, ungewiss, vielleicht sogar fraglich. Seit mehr als elf Jahren ist Franziskus im Amt – 31 wie bei Pius IX. werden es sicher nicht werden. Seinen Rollstuhl nannte Franziskus bereits seine „neue *sedes gestatoria*“ (tragbarer Thronstuhl). Er hat sich daran gewöhnt.

Seine 45., die längste und strapaziöseste Auslandsreise in den indopazifischen Raum (vgl. *CIG Nr. 36, S. 3*) hat Franziskus erstaunlich fit gemeistert. Begegnungen mit Menschen, erst recht mit denen an der Peripherie, tun ihm offensichtlich gut. Er ist Seelsorger und Missionar, ein unermüdlicher Botschafter des Evangeliums. Er erinnert an die Barmherzigkeit Gottes und bringt Jesus ins Spiel, an den manche gar nicht mehr denken (wollen), wenn die Rede auf die Kirche und ihre Schuldgeschichte kommt – ein „evangelischer Papst“ eben!

Dass Franziskus auch immer mal wieder danebengreift, dass spontane Vergleiche und Metaphern verunglücken, dass er manchmal schneller redet als

denkt – auch das prägt dieses Pontifikat zunehmend. Wie neulich bei seinem Besuch in Belgien, wo er sich mit einer Äußerung über das Wesen der Frau verhedderte und die ganze Sache noch verschlimmerte, als er auf der „Fliegenden Pressekonferenz“ seine Position verteidigte. „Was mag da noch alles kommen?“, denken sich manche, mehr oder weniger laut. „Einfangen“ lässt sich dieser Papst jedenfalls nicht, weder vom Protokoll noch von engen Mitarbeitern, die um die Risiken spontaner Wortmeldungen wissen.

Aber Franziskus deswegen abzuschreiben, seine Verdienste kleinzureden, bereits jetzt schon von seinem „Vermächtnis“ zu sprechen, Nachfolgeszenarien zu entwerfen – das finde ich geschmacklos. Wo bleibt da der Respekt vor dem Amt? Und vor dem Menschen, der es, natürlich nicht fehlerlos (wie er immer wieder bekennt), ausübt – in diesem Alter, unter diesen Umständen? „Er wird langsam senil“, hörte ich jemanden bei Tisch sagen. Die Person war verärgert über den Satz: „Was für die Frau charakteristisch ist, was weiblich ist, wird nicht durch Konsens oder Ideologien festgelegt.“ Der Satz gefiel mir ebenso wenig wie später die Ergänzung in improvisierter Rede: „Frau ist fruchtbares Empfangen, Sorge, lebendige Hingabe – deshalb ist die Frau wichtiger als der Mann.“ Dass

sich daraufhin nicht nur Studierende, sondern auch die Universität Louvain davon distanzieren, dass die Freiburger Theologin Ursula Nothelle-Wildfeuer Kritik übt („Glaubwürdigkeit schaut anders aus“), kann ich verstehen. Das sind überkommene, klischeehafte Rollenbilder, die der Realität nicht mehr gewachsen sind – selbst wenn man in Genderfragen nicht besonders progressiv ist. Manchmal habe auch ich den Eindruck, dass sich Franziskus um Kopf und Kragen redet. Die einen sind dann entsetzt, hierzulande vor allem. Andere sind davon angetan, dass er das Herz auf der Zunge hat und sagt, was er denkt.

Aber sind solche Situationen wirklich für Generalabrechnungen geeignet? In der Art, dass dieser Papst eine große Enttäuschung sei, ein Ankündiger, allenfalls ein Reformier im Wolfspelz, einer, der theologisch und spirituell überschätzt werde, ein einziges „großes Missverständnis“? Zu solchen (Ab-)Wertungen kommt, wer seine eigenen Erwartungen enttäuscht sieht. Wenn dagegen jemand in Franziskus nach wie vor einen sehen kann, der die Kirche und ihre institutionelle Schwerfälligkeit auf Trab gebracht hat, wird ihm oft künstlicher Optimismus unterstellt.

Am Vorabend der zweiten Session der Weltsynode, auf der neben 272 Bischöfen auch 96 andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer Stimmrecht →

→ hatten, darunter knapp die Hälfte Frauen, fand im Petersdom ein Bußgottesdienst statt, dem Franziskus vorstand. Ähnlich wie bei Johannes Paul II. im Jubiläumsjahr 2000 verlasen einzelne Kardinäle Schuldgeständnisse, Kardinal Christoph Schönborn etwa: „Ich bitte um Vergebung und schäme mich dafür, dass wir Autorität in Macht umgewandelt und Pluralität erstickt haben, dass wir nicht auf die Menschen gehört haben, dass wir es vielen Brüdern und Schwestern schwergemacht haben, an der Sendung der Kirche teilzuhaben.“

Die Spannweite der Reaktionen bewegte sich zwischen „Das geht zu weit“ und „Das ist viel zu wenig“. Und das sind auch die beiden Pole, zwischen denen sich seit 2013 die Beurteilung des Papstes vollzieht. Dies zeigt, wie tief die Gräben in der Kirche sind, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen und Wertungen, wie stark die Polarisierungen und Feindbilder. Selbst Bischöfen und Kardinälen wird ihr Katholischsein abgesprochen – mit Berufung auf die Lehre Jesu, die „unveränderliche Tradition“ oder „ewige Wahrheiten“. Warum wohl erinnert Franziskus so oft an die „Hierarchie der Wahrheiten“? Warum weist er immer wieder darauf hin, dass er – was die Reform der Kurie angeht – nur vollzieht, was die Kardinäle (die wahlberechtigten wie auch die über 80-jährigen) im März 2013 im Vorkonklave vehement gefordert haben?

Papst Franziskus ist der erste Jesuit auf dem Stuhl Petri. „Unterscheidung der Geister“ heißt für ihn, wie auch die Synoden seit 2013 zeigen: zuhören, sich hineinspüren und hinein fühlen, fragen, überlegen, abwägen, meditieren und beten – um dann zu entscheiden. Sein Mantra: Eine Synode ist kein Parlament, es geht um ein anderes Miteinander. Nicht an einer „anderen Kirche“ ist ihm gelegen, sondern daran, dass Kirche auch „anders“ geht.

Das „Gespräch im Geist“ wurde auf der ersten Session der Weltsynode im Oktober 2023 eingeübt. Es hat seine Wirkung hinterlassen, genauso wie die runden Tische, die einen Austausch auf Augenhöhe ermöglichten. Im Oktober 2024 war das genauso. „Nägel mit Köpfen machen“ heißt aber nicht, dass eine Synode dem Papst vorschreibt: Zölibat abschaffen, Frauendiakonat einführen, Priesterweihe für Frauen erlauben, Bischöfe

entmachten usw. Franziskus weiß, dass es solche Forderungen und Wünsche gibt. Er hat aber auch im Blick, was in anderen Erdteilen Thema ist. Klerikalismus ist ihm zuwider. Er ist an Transparenz interessiert. Eine Rechenschaftspflicht für Bischöfe mahnte diesmal das *Instrumentum laboris* als dringlichen Glaubwürdigkeitsfaktor an. Aber das geht eben nicht von heute auf morgen. Synodale Prozesse brauchen Zeit. Erst recht dauert es, bis sich eine entsprechende Kultur etabliert hat. Und es geht auch nicht, ohne dass unterwegs Fehler passieren, dass doch wieder gepatzt wird. Der frühere Generalmagister der Dominikaner, Timothy Radcliff, meinte in einer Meditation bei den Einkehrtagen vor der Weltsynode im Oktober, die Einbeziehung aller Kulturen sei die größte Herausforderung für die Kirche – noch bedeutsamer als die Überwindung des „giftigen Gegensatzes zwischen Traditionalisten und Progressiven“ und einer Polarisierung, die dem Katholizismus fremd sei. Das hätte Franziskus gesagt haben können!

Der jüngste Coup: Es wird kein Nachsynodales Schreiben geben! Damit überraschte Franziskus am Vorabend des Abschlussgottesdienstes der Synode – postwendend wurde diese Entscheidung kleineredert. Auf ein Gedicht von Madeleine Delbrêl („der Mystikerin der Peripherien“) Bezug nehmend, sagte Franziskus in seinem Grußwort: „Es reicht das, was wir approbiert haben.“ Rechtlich sei das wertlos, weil nicht verbindlich, kommentierten einige Kanonisten. Also nur ein symbolisches Zeichen der Solidarität? Meine Lesart des päpstlichen Signals lautet: Ich bin Teil der Beratungen und stehe hinter diesem Schlussbericht, über den Satz für Satz abgestimmt wurde!

In Richtung der Kritikerinnen und Kritiker könnte man fragen: Wer hätte sich für das Schlussdokument der Synode noch interessiert, wenn in den kommenden Monaten – man konnte mit dem nächsten Frühjahr rechnen – darauf ein Nachsynodales Schreiben aus der Feder des Papstes gefolgt wäre? Und dann, ein

Papst Franziskus ist nach wie vor überzeugt von seiner Mission: Evangelisierung mit der Vision einer synodalen arbeitenden Kirche.

weiterer Tusch, vermutlich eine Reaktion auf anhaltende Bedenken: Der Vatikan veröffentlichte ein mit 24. November 2024 unterzeichnetes, tags darauf veröffentlichtes Begleitschreiben (*Nota di accompagnamento*). Zitat: „Das Abschlussdokument gehört zum ordentlichen Lehramt des Nachfolgers Petri... und ich bitte, es als solches anzunehmen.“

Es stellt eine Form der authentischen Lehre des Bischofs von Rom dar, die zwar neuartige Züge hat, aber im Wesentlichen dem entspricht, was ich am 17. Oktober 2015 präzisiert habe, als ich erklärte, dass die Synodalität der angemessene Interpretationsrahmen für das hierarchische Amt ist.“ Da kann ich nur sagen: Wow!

Von daher: Nein, ich stimme nicht ein in den Chor der Schwarzseher und „Untergangspropheten“. Ich halte diesen Papst nach wie vor für einen Glücksfall für die Kirche. Es ist nicht zu übersehen, dass er den Zenit seines Pontifikates überschritten hat. Es war und ist, wie der Jesuit Antonio Spadaro schon vor Jahren in der *Herder Korrespondenz* sagte, eher „ein Pontifikat der Aussaat“ als der Ernte. Der *wind of change* war zu spüren. Viele erfuhren, dass es stimmt: „Yes We Can!“

Franziskus wird zurücktreten, wenn er meint, es geht nicht mehr. Aber so weit ist es noch nicht und kommt es vielleicht nie. Er wird weiter überraschen. So oder so. Und irritieren – als Reformator wie als Wüterich. Wer hat sich vor ihm derart fürs Weltklima, für Weltfrieden und für Weltreligionen interessiert? Er hat Maßstäbe gesetzt, die ihn überleben werden. In Santa Maria Maggiore möchte er einmal begraben sein, ließ er bereits verlauten. Ich werde ihn dort besuchen.

88 wird er jetzt – und ist kein bisschen, ja – was? Kein bisschen amtsmüde! Er ist überzeugt von seiner Mission: Evangelisierung im 21. Jahrhundert – mit der großen Vision einer synodalen verfassten und arbeitenden Kirche. *¡Felicidades, Papa Francisco!* 

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

Wege & Welten

GOTTHARD FUCHS
entdeckt die
Mystik im Alltag

In Rufweite

Wenn die Propheten einbrähen/ durch die Türen der Nacht/und ein Ohr wie eine Heimat suchten –//Ohr der Menschheit/du nesselverwachsenes,/würdest du hören? ...Ohr der Menschheit/du mit dem kleinen Lauschen beschäftigtes/würdest du hören? So grundsätzlich und großformatig musste damals

Nelly Sachs die Adventsfragen stellen, als jüdische Dichterin angesichts des Holocaust. Aber wer hoffte nicht auch heute auf erfahrene Wegweiser, die einem sagen, wo es langgeht zum Guten und Besseren? Zu viel liegt im Argen, zu trübe scheinen die Aussichten; manche Soziologen wie Steffen Mau sprechen sogar von „Zukunftsverlust“, als tappten wir schon im Dunklen und piffen vor uns hin beim Gang in den Keller.

Propheten sind ja nicht Besserwisser oder Verschwörungsfanatiker, auch keine Trend- und Zukunftsforscher. Vom biblischen Ursprung her sind es Gottgeriffene mit der entsprechenden Witterung für das, was in der Luft liegt und im Kommen ist. Sie konnten und mussten sagen, was hier und jetzt alternativ zu tun und zu lassen ist – mit intuitiv genauer Folgenabschätzung und mit dem notwendigen Sinn fürs Momentum; je nachdem wurden ihre Stellungnahmen Froh- oder Drohbotschaft, Gefahrenansage oder Verheißung. Solche Menschen sind seismografisch unter-

wegs und haben das Gottesgehör in den Zeichen der Zeit, selbst hingerissen und „Wunden reißend in die Felder der Gewohnheit“. Zu ihrer Größe gehört, dass sie meist erst gehört werden, wenn es (fast schon) zu spät ist. Christen bekennen vom Propheten aus Nazaret sogar, dass er mehr ist als ein Prophet.

Aber wir sollten nicht nur an namhafte Propheten denken wie Jeremia oder Johannes den Täufer, an Mahatma Gandhi oder Martin Luther King – als hätte unsereiner proaktiv damit nichts zu tun. „Prophetisch reden“ wird schon in der Bibel zu einer durchaus alltäglichen Angelegenheit, sozusagen demokratisiert. Bis heute definieren sich Christenmenschen durch den „Heiligen Geist, der gesprochen hat (und spricht) durch die Propheten“. Jeder habe da Anteil am Prophetenamt Christi. Nach Paulus sind das Leute, die sich von Gott gerufen wissen und ihn hier und jetzt schon kommen sehen. „Wer prophetisch redet, redet zu Menschen: Er baut auf, ermutigt, spendet Trost“ (*1 Kor 14,3*) – und das selbst dann, wenn

er unangenehme Wahrheiten zumuten muss. Prophetisch reden heißt, zur Vernunft bringen und die Geister zu unterscheiden. Es gibt ja Lügenpropheten die Menge, und „stumme Hunde“ (*Jes 56,10*).

Paulus hatte besonders die Gefahr im Auge, sich in falscher Innerlichkeit nur mit sich selbst und den eigenen spirituellen Erfahrungen zu begnügen. Nein, fruchtbar soll es werden für den Nächsten und dem Gemeinwohl dienen. Konkret frage ich mich zum Beispiel, wem in meinem Leben ich entscheidende Impulse verdanke. Wer hat mit mir wann „prophetisch“ gesprochen, ermutigend und konfrontierend? Wem bin ich wann entscheidende Rückfragen schuldig geblieben, unaufmerksam oder feige? Auch für das kirchliche und staatliche Gemeinwesen hängt wohl viel davon ab, dass Propheten und Prophetinnen einbrechen in das Dunkel der Nacht und mehr Wahrheit zumuten. 

GOTTHARD FUCHS, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.